



Stefan Klein 44, ist Biophysiker und freier Autor. 2002 erschien sein Bestseller „Die Glücksformel“

Die Kinder machen mich glücklich. Zuletzt, beispielsweise, fuchtelte ich mit einem Kugelschreiber vor dem Gesicht meines drei Monate alten Sohnes Elias herum. Der Kleine streckte die Hand aus, grapschte nach dem Kuli und erwischte ihn. Natürlich ließ er ihn gleich wieder fallen. Aber er hatte zum ersten Mal gezielt und getroffen. Ich platze

vor Vaterstolz. Es sind solch kleine Dinge, die uns glücklich machen.

Schließlich ist Glück eine Emotion und somit ein Signal, mit dem die Natur uns verführt. Deshalb empfinden wir Glück auch bei einem guten Essen oder beim Sex. Und über was könnte ich mich mehr freuen als darüber, dass meine Gene sich so prächtig entwickeln?

Das mag für Außenstehende schon fast lächerlich erscheinen, aber so ist eben das Glück: Was uns glücklich macht, ist immer ganz persönlich, auch wenn wir alle dann das Glück auf dieselbe Weise erleben.



Cécile Lecomte, 27, ist Meisterkletterin und steigt Atomkonzernen aufs Dach

Ich brauche nicht viel. Am liebsten verknüpfe ich meine Leidenschaft zum Klettern mit politischer Arbeit und menschlicher Wärme. In einer Gesellschaft, die beispielsweise Konsum und die sinnlose Verschwendung von so wie Kriege um – begrenzte – Erdressourcen vorantreibt, fühle ich

mich unwohl, insbesondere zur Weihnachtszeit, wo in den Städten reger „Konsumtempelbesuch“ herrscht. Glücklich bin ich also, wenn ich diesem Treiben etwas entgegensehe.

Das letzte Mal, das war vor kurzem bei einer nächtlichen Aktion, als ich mit FreundInnen die Stadt vertikal erkundete und Transparente gegen das Militär an Fassaden und Masten aufhängte. Ein schönes Gefühl, die Mächtigen mit pfliffigen Aktionen zu überraschen und etwas Aufmerksamkeit zu schaffen.



DIE SONNTAZFRAGE

Wann waren Sie das letzte Mal glücklich?

Die nächste Frage

Die sonntazfrage wird vorab online gestellt.

Immer am Dienstagnachmittag. Interessante Antworten wählen wir aus und drucken sie dann in der sonntaz.

taz.de/sonntazstreit

Fotos: Sven Paustian, ap, privat (2x)



Gesine Schwan, 66, ist Politikwissenschaftlerin und war bis 2008 Präsidentin der Europa-Universität

Viadrina in Frankfurt (Oder). Sie kandidierte zweimal für das Amt der Bundespräsidentin.

Ich bin eigentlich fast jeden Tag glücklich, in unterschiedlicher Intensität. Generell ist es gelungene Kommunikation, die mich froh macht, so wie letztes, als ich mit jungen Leuten in Schulen über Europa diskutiert habe. Politisch ist ja derzeit nicht so viel

Anlass zum Glücklichein. Aber ich habe mich zum Beispiel riesig gefreut, als Obama seine Gesundheitsreform eine Stufe weitergebracht hat. Er spielt hohes Risiko, aber ich finde es notwendig und bewundernswert.

Privat war ich kürzlich sehr glücklich, als sich in meiner Familie die Angst vor einem gesundheitlichen Problem als unbegründet herausgestellt hat.

Und da ist natürlich mein Enkel. Mit dreieinhalb sind Kinder manchmal ziemlich widerborstig, und wenn wir nach einem Streit wieder zum gemeinsamen Strahlen finden – das macht mich richtig glücklich.



Alexander Kempe, 47, ist taz.de-Leser und stellte seinen Beitrag ins Netz

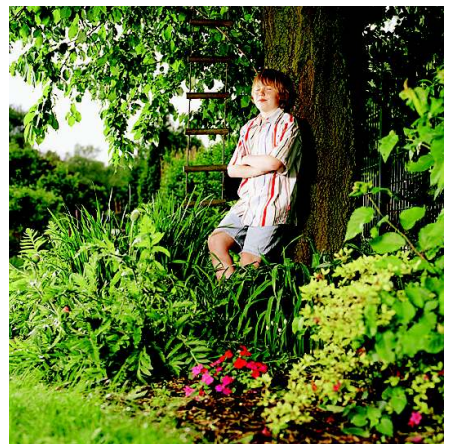
Zwar nicht der letzte, aber ein sehr intensiver Glücksmoment, den ich gern mit euch teile: Gabi, eine gute, leider zu weit weg wohnende Freundin, hat mich auf ihre kleine Schäreninsel kurz vor Göteborg eingeladen, um bei ihrer Dissertationsfeier die Tackfor-maten-Rede zu halten. Das ist

ein schwedisches Ritual und bedeutet in etwa: „Danke fürs Essen“.

Ich war superstolz, dass sie mich ausgewählt hatte und dass ich so auch mal wieder ihre ganze tolle Familie – acht Geschwister! – wiedersähen konnte. Erzählt habe ich dann eine Episode aus dem Film „What the Bleep Do We Know“: Wasser kann mit positiver Information versehen werden und diese so auch übertragen. Auf dem Glas Wasser, das ich ihr dann überreicht habe, stand „Glück“. Das hat gepasst.



„Im Garten Ebel“: Gartenbesitzer im Bottroper Stadtteil Ebel träumen in ihren selbst geschaffenen Paradiesen Fotos: Maurice Kohl



FORSCHUNG Was ist überhaupt Glück? Wo sind die Menschen weltweit am glücklichsten und warum?

Glückliche Grießsuppenlöffler

BERLIN taz/„Gott, was ist Glück!“ stöhnte einst Theodor Fontane. „Eine Grießsuppe, eine Schlafstille und keine körperlichen Schmerzen – das ist schon viel.“ Heute ist eine ganze Armada von Forschern und Wissenschaftlerinnen damit beschäftigt, festzustellen, wo und warum Menschen weltweit am glücklichsten sind. Obwohl sie Grießsuppe zu meist eher verabscheuen dürfen, bestätigen sie des Dichters Erkenntnis: Zum Glück bedarf es nicht vieler Zutaten.

Was ist überhaupt Glück?

Impressum

Redaktion: Stephan Kosch, Annette Jensen, Ute Scheub
Fotoredaktion: Elke Seeger
Repro: Maria Jessel, Christian Uhle
Layout: Regina Ewald
Korrektur: taz-Korrektur
Illustrationen: Juliane Pieper, Anja Schnaars

Auch dazu sind ganze Bibliotheken vollgeschrieben worden. Im Deutschen ist allein schon der Begriff „unglücklich“ mehrdeutig. Schaffen wir Deutschen es trotz unseres materiellen Reichtums vielleicht auch deshalb nur bis ins Mittelfeld der internationalen Glücks-Rankings, weil wir die Fragen nach dem Glück falsch verstehen? „Glück“ umfasst bei uns so grundverschiedene Zustände wie Glück haben (auf Englisch *luck*, auf Französisch *fortune*, auf Spanisch *suerte*), einen Glücksmoment erleben (*pleasure, plaisir, placer*) oder dauerhaftes Glück erleben im Sinne von Lebenszufriedenheit (*happiness, bonheur, felicidad*). In weltweiten Umfragen geht es vor allem um *happiness* und nicht um das Verschlucken eines „leuchtenden Schnitz Nachmittagssonne“, wie die Dichterin Katherine Mansfield den Zustand momentaner Verzückungen umschrieb.

Echtes Glück definiert ein renommiert US-Glücksforscher mit dem wunderschönen Na-

men Martin Seligman als Kombination von *pleasure, engagement and meaning*, also Genuss, Aktivität und sinnerfühltem Leben. Fast alle Glückswissenschaftler sind sich einig: Nichts macht uns Menschen glücklicher als Liebe und Freundschaft, also glückende Verbindungen zu anderen Menschen. Die zweitwichtigsten Zutaten zum Glück sind Selbstbestimmung und das Gefühl, etwas Nützliches zu tun. In Ländern mit hoher sozialer Toleranz und viel Mitbestimmung – Volksentscheide, Antidiskriminierungs- und Frauenförderprogramme, Homoehen und dergleichen – sind die Menschen deshalb eindeutig glücklicher.

Was hat das alles mit materiellem Reichtum zu tun? Diverse Untersuchungen der Glücksökonomie zeigen: Menschen brauchen zwar ein gewisses Grundeinkommen, das sie befähigt, ohne Not und existenzielle Ängste zu leben. Oder, wie es Woody Allen formuliert: „Geld ist besser als Armut, und sei es nur aus fi-

nanziellen Gründen.“ Das subjektive Glücksgefühl von Bewohnern ärmerer Länder steigt deshalb an, wenn ihre Staaten sich entwickeln. Ist aber ein gewisses Level erreicht, bleibt der durchschnittliche Glückspegel mehr oder weniger konstant oder sinkt gar. Laut einer Studie ist das ab einem Pro-Kopf-Jahreseinkommen von rund 20.000 Dollar der Fall: Jenseits davon hat die Steigerung von Einkommen kaum mehr Wirkung. Der US-Psychologe Ed Diener, der 50 Superreiche mit einem Besitz von mehr als 100 Millionen Dollar interviewte, bestätigte: Sie sind kaum zufriedener als der Durchschnitt.

Die glücklichsten Menschen leben deshalb weder in den reichsten Ländern noch in den

ärmsten. Sie finden sich laut verschiedener internationaler Umfragen vor allem in zwei Weltregionen: in Skandinavien und Zentralamerika einschließlich Karibik. Nach dem World Values Survey in 148 Nationen waren die Menschen zwischen 2000 und 2009 in Costa Rica, Dänemark und Island am glücklichsten. Deutschland lag nur auf Platz 30, Simbabwe belegte den letzten Rang. Und auch nach dem Happy Planet Index ist Costa Rica das Land, in dem Menschen am längsten, zufriedensten, gesündesten und ökologischsten leben. Der britische Ökonom Richard Layard bestätigte in seinen Untersuchungen, dass sich Wohlergehen und Wohlstand in vielen Fällen deutlich entkoppelt haben. In verschiedenen vergleichsweise armen Ländern Lateinamerikas sind die Menschen genauso glücklich wie in Skandinavien und in EU-Nationen.

In den Augen von Mathias Binswanger, Verfasser des Buches „Die Tretmühlen des Glücks“, handeln aufs Geldver-

dienen fixierte Menschen deshalb höchst unökonomisch, weil sie ihr Glück nicht maximieren. Sie wollen immer mehr verdienen und werden dabei immer gestresster und unfähiger, das Leben zu genießen. Das sei die „Statustretmühle“, glaubt der Sohn des Wirtschaftswissenschaftlers Hans-Christoph Binswanger: Menschen ziehen viel Befriedigung daraus, mehr zu verdienen als ihre Kollegen oder Nachbarn. Für Wirtschaftskrisen vielleicht noch entscheidender als die Gier ist also der Neid. Selbst bei einem völlig irrationalen Wachstum von 599 Prozent würde mindestens die Hälfte der Menschen weiter unter dem Durchschnittsgehalt liegen und neidisch auf die Geldelite schauen. Deshalb, glaubt der Ökonom, ist es gerade für die Bewohner der reichen Länder so wichtig, aus diesem „Rattenrennen“ auszusteigen. Indem sie zum Beispiel ihre Arbeitszeit radikal verkürzen, um sich den Genüssen des Lebens zu widmen – Grießsuppe und anderen Grässlichkeiten. UTE SCHEUB

Ab 20.000 Dollar
Jahreseinkommen
steigt der Glückspegel
nicht mehr

WIRTSCHAFT Der Glaube an ein unendliches Wachstum führt in die Irre, sagt Hans Christoph Binswanger

„Wir müssen bremsen“

INTERVIEW STEPHAN KOSCH

taz: Herr Binswanger, sind Sie ein glücklicher Mensch?

Hans Christoph Binswanger: Ich denke schon. Ich lebe glücklich mit meiner Frau und freue mich über den guten Kontakt mit meinen Söhnen. Ich kann auch nach meiner Emeritierung einer spannenden Arbeit nachgehen und habe sogar mehr zu tun, als ich leisten kann.

Das klingt allerdings eher nach viel Stress als nach großem Glück ...

Es macht aber auch Spaß. Vielleicht bin ich da ein wenig verdorben. Aber viele Aufgaben zu haben ist für mich ein wichtiges Kriterium für ein glückliches Leben. Und ich erlebe besondere Glücksmomente, wenn ich mir trotz aller anstehenden Arbeit die Freiheit nehme, ein gutes Buch zu lesen oder eine schöne Musik zu hören.

Arbeit ist also in Ihren Augen ein bedeutender Glücksfaktor. Doch für Arbeitsplätze brauchen wir eine starke Wirtschaft. Dabei gelten Sie doch als Wachstumskritiker. Wie passt das zusammen?

Wir brauchen ein gewisses Minimum an Wachstum, damit unser Wirtschaftssystem funktioniert. Die Unternehmen müssen ständig investieren, und das tun sie nur, wenn sie Aussicht auf Gewinn haben. Damit können sie die Ansprüche der Kapitalgeber befriedigen, Zinsen für Kredite und die Löhne der Arbeiter bezahlen. Die wiederum geben ihr Geld für die hergestellten Produkte aus. Sinkt der Gewinn nun dauerhaft, bleiben Investitionen aus, Arbeiter und Angestellte verlieren ihren Arbeitsplatz und können weniger Produkte kaufen. Die Wachstumsspirale wird zur Schrumpfungsspirale mit entsprechenden Folgen für die Bevölkerung.

Die Politiker haben dann also doch recht, wenn sie nach möglichst hohen Wachstumsraten in ihrem Land streben?

Nein, denn es gibt neben dem Wachstumswang offenbar auch einen Wachstumsdrang, der über das notwendige Maß hinausgeht. Aktionäre streben nach höchstmöglicher Rendite. Viele nehmen Kredite auf, um damit auf den Finanzmärkten mehr zu verdienen, als sie an Zinsen zahlen müssen. Das führt zur Spekulation und zur Inflation. Wenn dann die Leitbanken die Zinsen

erhöhen, platzt die Spekulationsblase.

So wie wir es bei der jüngsten Finanz- und Wirtschaftskrise gesehen haben ...

Ja, aber auch ökologisch ist ein solcher Wachstumsdrang fatal. Denn jedes Wachstum verbraucht natürlich Ressourcen, und zwar verschwenderisch, weil die Nutzung für den Eigentümer der Ressourcen gratis ist. Außerdem werden schöne Landschaften, sauberes Wasser, gute Luft – also alle Grundlagen unserer Existenz – durch das ausufernde Wachstum der Wirtschaft immer knapper.

Wir brauchen Wirtschaftswachstum, gleichzeitig bedroht es unsere Lebensgrundlagen. Wie ist das zu lösen?

Wir müssen das Wachstum bremsen, damit unser Wirtschaftssystem ökonomisch stabiler wird und der Raubbau an der Natur möglichst gering ausfällt. Das Ziel muss sein, den Reichtum gerade dadurch zu halten, dass man auf seine kurzfristige exzessive Steigerung verzichtet. Das ist nicht möglich ohne Mäßigung. Die globale Wachstumsrate muss gesenkt werden, nach meinen Schätzungen auf rund 1,8 Prozent.

Aber auch eine Volkswirtschaft, die nur ein geringes Wirtschaftswachstum verzeichnet, verbraucht Ressourcen. Sind 1,8 Prozent langfristig nicht auch noch zu viel für eine ökologisch nachhaltige Wirtschaft? Ja, wir sollten die Wachstumsraten soweit mindern, dass das verbleibende Wachstum durch zusätzliche Maßnahmen qualifiziert werden kann. Zum Beispiel durch eine Fortführung der ökologischen Steuerreform. Der zusätzliche Ressourcen- und Umweltverbrauch sollte auf diese Weise auf null gesenkt werden.

Das alles lässt sich leicht sagen, wenn man in einem reichen westlichen Land wie der Schweiz oder der Bundesrepublik wohnt. Aber was ist mit Schwellenländern wie China oder Indien, in denen ja noch weite Teile der Bevölkerung in Armut leben?

Auch diese Länder werden ihre hohen Wachstumsraten nicht durchhalten können. China kauft halb Afrika auf, um seine Rohstoffversorgung zu sichern. Es gab schon eine weltweite Rohstoffknappheit vor der Wirtschaftskrise, was man an den ho-



Baustopp in Castilla La Mancha. Die neue Stadt in Spanien war geplant für 10.000 Menschen, doch erst 500 kamen hierher Foto: Gunnar Knechtel/Stern/laif

hen Preisen gesehen hat. Und dieser Trend wird sich verstärken, wenn die Weltwirtschaft wieder anzieht. Spätestens dann müssen die 20 wichtigsten Industrie- und Schwellenländer über Gegenmaßnahmen reden. Auch das Wachstum in China und Indien muss qualifiziert werden.

Gegenwärtig reden die G-20-Regierungschefs auf ihren Gipfeln vor allem darüber, wie ihre Wirtschaft wieder in Gang kommt.

Sie reden aber auch über die Einführung einer Art Tobinsteuer, die bereits vor 20 Jahren entwickelt wurde. Das hätte noch vor Kurzem niemand für möglich gehalten. Man muss also einen langen Atem haben und Ideen präsentieren, bevor die nächste Krise kommt.

Glauben Sie, dass der Versuch, den Klimawandel zu begrenzen, für eine gemäßigtere Wirtschaft sorgen wird?

Nicht, wenn man meint, man könne allein mit erneuerbaren Energien alle Probleme lösen, auch bei weiterhin hohem Wachstum. Das wird nicht funktionieren. Auch die erneuerbaren Energien brauchen viel Umweltressourcen, vor allem Boden und Landschaft. „Grünes Wachstum“ ist daher keine Lösung, wenn wir damit weiterhin dem Wachstumsfetisch huldigen. Es ist aber sinnvoll bei niedrigem Wachstum.

Und was ist mit dem Emissionshandel? Damit bekommt der Naturverbrauch einen Preis.

Im Prinzip ist die Idee gut. Aber sie sorgt für ein doppeltes Preissystem. Die Unternehmen handeln künftig nicht nur mit ihren Produkten, sondern auch mit ihren Verschmutzungsrechten. Solche Systeme sind kompliziert und korruptionsanfällig. Eine Energie- oder Ökosteuer wäre da viel leichter zu handhaben. Der Emissionshandel ist die zweit-

„Grünes Wachstum“ ist keine Lösung, wenn wir damit weiterhin dem Wachstumsfetisch huldigen“

Hans Christoph Binswanger

■ 80, ist Wirtschaftswissenschaftler. Er lernte von 1969 bis zu seiner Emeritierung 1994 als Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen. Von 1992 bis 1995 war er Direktor des neu gegründeten Instituts für Wirtschaft und Ökologie. Der

Doktorvater von Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann gilt als Erfinder der Ökosteuer und profilierter

nichtmarxistischer Geld- und Wachstumskritiker. Sein jüngstes Buch heißt „Vorwärts zur Mäßigung“. Darin analysiert Binswanger die Gefährdungen der modernen Wirtschaft und macht Reformvorschläge, wie diesen zu begegnen ist. (step)



Foto: Murrmann/vefing

beste Lösung. Sie setzt aber auf jeden Fall eine globale Deckelung des CO₂-Ausstoßes voraus, damit der Emissionshandel sinnvoll ist. **Aber wie wollen Sie denn nun dafür sorgen, dass die Weltwirtschaft künftig auf die Bremsen tritt?**

Ein Ansatzpunkt sind die Aktiengesellschaften. Die wurden ja mal gegründet, um Seehandel und Eisenbahnbau zu ermöglichen. Heute dienen sie im Wesentlichen der Spekulation. Die Aktionäre setzen vor allem auf Kurssteigerungen, kurzfristige Renditen und drängen nach unendlichem Wachstum. Das verträgt sich nicht mit der Endlichkeit der Ressourcen.

Sie schlagen als Gegenmaßnahme eine Reform der Aktiengesellschaften vor?

Ja, wir sollten wieder zwei Kategorien von Aktien einführen. Zum einen Namensaktien, die weiterhin eine unendliche Laufzeit haben, die aber nicht an der Börse gehandelt werden dürfen. Zum anderen Inhaberaktien, die an der Börse gehandelt werden, deren Laufzeit aber auf 20 oder 30 Jahre begrenzt ist und die dann wieder zum Nennwert zurückgegeben werden. Dadurch würden die Ausschläge nach oben und unten begrenzt.

Das allein dürfte noch nicht ausreichen, oder?

Nein, wir müssen die nachhaltigeren Unternehmensformen stärken. Genossenschaften oder Stiftungen zum Beispiel, die in der Regel viel besser durch die Krise gekommen sind als die meisten Aktiengesellschaften. Denn ihre Kapitalgeber sind langfristiger orientiert. Sie sind auch nicht dem Börsenhandel unterstellt.

Einen weiteren möglichen Bremsklotz sehen Sie in der Rolle der Zentralbanken und in der Geldschöpfung.

Ja, denn ein zentrales Problem ist, dass die privaten Banken der-

zeit durch Kredite Buchgeld schöpfen können. Das sind Guthaben auf den Girokonten der Banken. In einer Krise müssen die Zentralbanken dann auch faule Kredite übernehmen, obwohl sie selbst dieses Geld nie ausgegeben haben. Sie müssen es tun, damit das System nicht zusammenbricht. Aber sie agieren nur, sie agieren nicht.

Wie lautet Ihr Gegenvorschlag zu Lösung?

Besser wäre es, wenn nur die Zentralbanken Geld in eigener Regie schöpfen und damit die Kontrolle über die Menge der ausgegebenen Kredite bekommen. Die Idee ist übrigens nicht neu, der US-Ökonom Irving Fischer hat sie bereits in den 1930er-Jahren formuliert.

Wir würden unsere Kredite also künftig direkt bei der Bundesbank bekommen?

Nein, die bekommen Sie weiter bei den Geschäftsbanken. Aber diese müssten alle Kredite, die sie ausgeben, mit Zentralbankgeld unterlegen. Damit hätten die Bundesbank und andere Zentralbanken volle Kontrolle über das Kreditgeschäft und damit auch über die Menge des zirkulierenden Geldes. So könnten die Zentralbanken auch dafür sorgen, dass das Wachstum der Wirtschaft so weit begrenzt wird, dass eine nachhaltigere Nutzung der Ressourcen durch Qualifizierung des Wachstums möglich wird.

Haben Sie denn schon mal mit Notenbankern und Finanzministern über diese Ideen gesprochen?

Nein. Zuerst geht es darum, entsprechende Ideen in die Welt zu setzen. Sie müssen auch noch ausreifen. Vielleicht müssen wir auch noch eine weitere Krise erleben, bis es so weit ist. Aber dann wird es wichtig sein, dass die zuständigen Instanzen auf entsprechende Modelle zurückgreifen können.